

zeigt sich an der tatsächlichen Quellenbenutzung, daß seine vage Bestimmung über „das Ende des Urchristentums“ leitend ist.

4. Daß „(außer bei einigen Illustrationsbeispielen) als Quelle nur die neutestamentlichen Schriften herangezogen“ werden (12), ist für eine Geschichte des Urchristentums, für eine Zeit also, in der es noch keinen Kanon gab, ein in keiner Weise einsehbarer Verzicht.

5. Durch die ausschließlich an vier Sachfragen orientierte Darstellung für die Zeit nach Paulus kommt die historische Auswertung auch der neutestamentlichen Schrift zu kurz. So heißt es z. B. im Blick auf die Logienquelle und das Markusevangelium: „Beide Überlieferungswege repräsentieren unterschiedliche Gemeindeguppen“ (157). Aber für das Markusevangelium wird das an keiner Stelle ausgeführt; für das Matthäus- und Lukasevangelium allenfalls in gelegentlichen Andeutungen, obwohl an anderer Stelle gesagt wird: „Auch die Verfasser der synoptischen Evangelien repräsentieren jeweils einen eigenständigen Gemeindetypus“ (44). Kurz danach liest man: „Jeweils einen eigenen Gemeindetypus und selbständigen theologischen Ansatz bieten die johanneischen Schriften und der Hebräerbrief“ (45). Aber der Hebräerbrief begegnet im ganzen Buch so gut wie überhaupt nicht und die johanneischen Schriften fast nur unter der Frage nach dem Verhältnis zur Gnosis (148–150). Die nach F. durch „einige Worte in Q“ angezeigte Möglichkeit, „daß die johanneische Offenbarungschristologie weit zurückreichende Wurzeln hat“ (61), wird nicht entfaltet.

Ich lasse es mit diesen Hinweisen bewenden und stelle ausdrücklich fest, daß Kritik gerade gegenüber einem Versuch auf diesem Feld wohlfeil ist. Es ist immerhin ein Verdienst, ein solches Unternehmen überhaupt gewagt und damit daran erinnert zu haben, daß alle Einzelforschung in der neutestamentlichen Wissenschaft im Rahmen der Geschichte des Urchristentums erfolgt und daher darauf bedacht sein sollte, wo sie ihren Ort in ihr hat und was sie zu dessen besserem Verstehen beiträgt.

Bochum

Klaus Wengst

Peter Brown: Die letzten Heiden. Eine kleine Geschichte der Spätantike.

Vorwort von Paul Veyne, Wagenbach-Verlag, Berlin 1986. 156S.

Hält man sich an die einleitenden Worte des Herausgebers, so bricht derzeit geradezu eine Ära Brown an, da dessen zahlreiche Werke von einem zunehmend breiteren Bildungspublikum gelesen würden. In dem vorliegenden Band, der aus Vorlesungen an der Universität Harvard (vom Jahre 1976) hervorgegangen ist, geht es dem Verfasser darum, frei von jedem „anachronistischen Soziologismus“, aber auch losgelöst von einer überkommenen akademisch-humanistischen Geschichtsbetrachtung, die zwischenmenschlichen Beziehungen der spätantiken Bewohner des römischen Imperiums aufzuspüren und deren Verhaltensweisen darzustellen. Diese anthropologisch-psychologische Betrachtungsweise führt ihn dazu, daß er sich von jeder historisch-kausalen Methode distanziert und die bekannten Verfallstheorien von Gibbon, Lot, Rostovtzeff und anderen energisch zurückweist, vielmehr erkennt er in den literarischen und bildlichen Quellen ein neues Bild der menschlichen Person und der wahren Ordnung des Kosmos, in den der Mensch hineingestellt ist.

Im ersten Kapitel „Disput um das Heilige“, das die Beschaffenheit der Umwelt behandelt, in welcher sich die Veränderungen vollzogen, wird durch den Verweis auf die dichte Bebauung der Städte jede allein auf Angst und Enttäuschung beruhende Krise gelegnet. Was man dagegen zusehends beobachten könne, sei das Auftreten einer begrenzten Zahl von außergewöhnlichen Menschen, die durch ihre überlegenen Eigenschaften starken Einfluß in einer religiös sich anders verhaltenden Gemeinschaft gewinnen, zumal sie sich durch ihre persönliche Macht von jeder Art von Zauberei abheben. Im folgenden Abschnitt „Zeitalter der Ambition“ wird die trotz allen Konkurrenzdenkens von Gleichheit und Selbstdisziplin gekennzeichnete Antoninenzeit – als ihr Repräsentant gilt vor allem Aelius Aristides – jenem spätantiken Lebensstil entgegenstellt, wo dieser stillschweigende Ausgleich neuartigen hierarchischen Machtverhält-

nissen ohne Opfer und Tempel gewichen sei, womit sich ein immer noch lebendiges Heidentum verbunden habe. Auf dem Hintergrund der nicht von außen aufgezwungenen, sondern aus der Umgruppierung der herrschenden Schichten resultierenden Veränderungen in der Lebensqualität sei der Aufstieg der neuen Gottesfreunde zu sehen (3. Kapitel). Selbsterannt, durch ihre Siege über die gefährliche Welt der Dämonen ausgewiesen und von göttlichem Schutz geleitet („Schutzengel“), vermitteln sie den aus den Fugen geratenen Gemeinden Halt und Zuversicht. Abschließend wird am Beispiel der ägyptischen Mönche Antonius und Pachomios das Entstehen des Anachoretentums nicht außergewöhnlichen, übernatürlichen Kräften einzelner zugeschrieben, sondern als Krisensymptom menschlicher Beziehungen gedeutet. Eine Reflexreaktion der gewiß nicht armen, aber durch harte Besteuerung sowie an Spannungen des Gemeinschaftslebens leidenden Bauern im Niltal sei die Rolle des absolut autonomen, allein auf sich gestellten Menschen gewesen. Der Mönch fand, so heißt es weiter, durch seine völlige Distanziertheit und den „sozialen Tod“, durch Selbstprüfung und Selbstbetrachtung eine neue Identität, welche ihm die Gabe verlieh, die Herzen der Menschen zu erschließen („to dioratikon“). Auf diese Weise habe er „eine Lawine von Konversionen“ erreicht, ohne sich wie die Heiden auf weltliche Machtmittel stützen zu müssen. Diese neuen Heroen und Führer, so der Schluß, stellten sich zwischen Himmel und entgötterte Welt und führten den letzten Stoß gegen das Heidentum.

Das Buch ist ein gewiß eindrucksvoller Versuch, mit den in die Zeit der Aufklärung und noch weiter zurückreichenden Erstarrungsschemata zu brechen und der Spätantike durch Heranziehung reichhaltiger Quellenzeugnisse ihren eigenständigen Charakter als „Epoche des Wandels“ zurückzugeben. Aber man wird den Gedanken nicht los, daß bei diesem vorwiegend anthropologisch-deskriptiven Vorgehen die entscheidenden religiösen und geschichtlich-politischen Gründe außer acht gelassen werden, welche zum endgültigen Sieg der christlichen Kirchen geführt haben.

Wendelstein

Richard Klein

M. Gärtner, Die Familienerziehung in der Alten Kirche (= Kölner Veröffentlichungen zur Religionsgeschichte 7), Köln/Wien (Böhlau Verlag) 1985, 487 Seiten, kt., DM 78,-

Die Abhandlung, Überarbeitung einer 1984 von der Evang.-theol. Fakultät der Universität Bern angenommenen Dissertation, gliedert sich in zwei etwa gleich umfangreiche Teile. Der erste untersucht anhand der einschlägigen Quellen den Standpunkt der Alten Kirche zur Kinderziehung, der zweite bietet einen Kommentar und eine Übersetzung der Schrift des Johannes Chrysostomus „Über Hoffart und Kindererziehung“ (Περὶ κενοδοξίας καὶ ὅπως δεῖ τοὺς γονεῖς ἀνατρέφειν τὰ τέκνα).

Zunächst möchte ich einige Fehler in lateinischen bzw. griechischen Zitaten berichtigen, die den Leser unnötig verwirren könnten: S. 78<sup>3</sup> *liberis*, nicht *libris*; 93<sup>3</sup> *concutitur*, nicht *concutitor*; 163<sup>2</sup> *sumus*, nicht *summus*; 163<sup>7</sup> *expeditissimus*, nicht *expeditissimus*; 166 vor *Petre* ist zu ergänzen: *si scirem*; 226 *κενοδοξία*, nicht *κενοδοξία*; 229 *δευτέρου*, nicht *δευτέρον*; 304 *pueri*, nicht *pueris*; 395 *ἀνθρώπιμῳ*, nicht *ἀνίστημι*; 397 in dem Zitat Num. 12,3 fehlt *πρᾶτς*, sonst bleibt das Ganze unverständlich. — Obgleich der erste Abschnitt durchaus lehrreich ist und dem Verf. in der Erörterung der Hauptprobleme kaum gravierende Fehler nachzuweisen sind, so stört doch an manchen Punkten die behäbig anmutende Breite der Darstellung. Dies gilt beispielsweise für die Darlegung des Aufbaus des antiken Schulsystems (S. 132 ff.), für die Behandlung der Schulgesetzgebung des Kaisers Julian (S. 138 ff.), für den Exkurs zu den neutestamentlichen Haustafeln (S. 54 ff.) — wie überhaupt einige der zahlreich eingelegten Exkurse entbehrlich sind oder hätten gekürzt werden müssen. Auch im Kommentar, in dem man oft — auch an leicht verständlichen Stellen — lange Paraphrasen oder gar Wiederholungen des Inhalts liest, hat G. dieser Neigung nachgegeben (s. S. 209 zu § 2 d; S. 216 zu § 4 c u. ö.). Ebenfalls verzichten konnte der Verf. auf die häufig einfachen lateinischen Sätzchen beigegebenen Übersetzungen (s. S. 262, 308, 320). Die eigentliche Leistung